

Joachim Negel | Freiburg (CH)

geb. 1962, Priester, Professor für Fundamentaltheologie an der Universität Freiburg (CH)

joachim.negel@unifr.ch



Versehrender Segen

Zu Esther Maria Magnis' Buch „Gott braucht dich nicht“

Bekenntnisliteratur, egal ob religiöser oder philosophischer Art, ist ein schwieriges Genre. Wie leicht ist hier die Grenze zur Schamlosigkeit überschritten, wie schnell mischen sich in den persönlichen Bericht Verallgemeinerungen, wie rasch kippt die Notwendigkeit, „ich“ zu sagen, um ins vereinnahmende „wir“.

Dass es auch anders gehen kann, zeigt das Buch von Esther Maria Magnis, das erstmals 2012 im Rowohlt-Verlag erschienen ist: eine Art Lebensbericht unter dem Titel *Gott braucht dich nicht*, dem vonseiten des Verlags als Untertitel beigelegt wurde: *Eine Bekehrung*. Eine literarische Stimme wird hier vernehmbar, die schonungslos aufs Ganze geht, weil in dem, was sie zu sagen hat, es ums Ganze geht: Um die alten Fragen, was die Liebe sei und was der Tod; was Sünde, Schönheit und Erlösung; was das Leid und was der schneidende Schmerz der Wahrheit – und in all dem, was es auf sich habe mit der tröstlichen und zugleich fürchterlichen Heiligkeit Gottes.¹ Drei Teile hat das Buch: Rot, Weiß, Schwarz, angelehnt an den Schneewittchenstoff der Gebrüder Grimm. Rot ist die Farbe des Lebens, man kann es nicht festhalten (5–75); Weiß ist die verstörende Nichtfarbe des Todes, der alles vergleichen gültigt (77–165); Schwarz ist jene Farbe, die, ähnlich dem dunklen Fensterrahmen im Märchen, dem Leben Kontur und Tiefenschärfe verleiht (167–238).

Zärtlichkeit der Welt und Riss im Glück

Eine behütete Kindheit irgendwo im Ostwestfälischen in den 1980ern, 90ern. Die Mutter katholisch, der Vater evangelisch, drei Geschwister, eine selbstverständ-

¹ E. M. Magnis, *Gott braucht dich nicht. Eine Bekehrung*. Reinbek bei Hamburg ¹2012, ²2013, Taschenbuchausgabe 2014. Aus dem Buch wird im laufenden Text in Klammern zitiert.

liche, wenn auch nicht sonderlich tiefgehende Kirchlichkeit. Maxis beschreibt ihren Weg von der unbefragten Kinderfrömmigkeit über eine aufmüpfige Adoleszenz hinein in ein früh ernüchtertes Erwachsenenalter.

Rot ... mit dieser Farbe beginnt alles: „Immer wieder pflückte ich den Mohn und war immer wieder leicht enttäuscht, dass er nicht in unserer Küche so rot blühen wollte.“ (7f.) Ähnlich ein Erlebnis, das Karl Rahner transzendente Erfahrung genannt haben würde²; die Autorin erinnert sich, wie sie als fünf- oder sechsjähriges Mädchen unter sommerlichem Nachthimmel am Meer steht: „Es gab kein Licht, nur den Mond auf dem Wasser, sehr weit hinten (...) Während ich schaute, begann die Tiefe des Himmels, die sich durch die einzelnen Sterne darin andeutete, zu wachsen (...) In mir, ohne Konsonanten, ohne Vokale – mein Name. Die Welt trat nicht zurück, aber ich trat aus ihr hervor. Mitten aus der Nacht, weil mein Name in mir nachklang. Die ganze Zeit. In einer Weise, in der ich nicht sprach. Darin lag ein Ernst, liebevoll und gleichzeitig unbedingt. Kein Erwachsener hätte ein Kind je so angesehen. In dem Blick lag etwas, ich weiß nicht, wie man es beschreibt, etwas Aufrichtendes, was mir das Gefühl gab, mich selbst ernst nehmen zu müssen. Ein Wissen um mich, das ich nicht nachvollzog. Auffordernd und gleichzeitig zustimmend, gutheißend. Ich war so erstaunt, ich weiß nicht, wie lange ich dasaß. Und dann war ich mir auf einmal ziemlich sicher, und es platzte aus mir raus: ‚Ach, du bist Gott?‘ Das ist Gott? Das meinten die Erwachsenen, wenn sie von ihm sprachen? Und weil ich ihn so lieb fand in seiner Zuneigung, hob ich meine Hand vom warmen Stein und winkte ihm ein bisschen zu.“ (21–23)

Jedoch auch hier lässt sich das Erlebte nicht festhalten. Jene stille Präsenz, in der alles gutgeheißen ist, zieht sich zurück, leise und unmerklich. Überhaupt nimmt die Erfahrung eines selbstverständlichen Eingeborgenseins in der Welt mit zunehmendem Alter ab. Daran sind nicht zuletzt die Platitüden einer katechetischen Dauerberieselung schuld, die das selbstverständliche Interesse des Kindes an Gottes wildem und zugleich sehr zartem „Gottsein“ (26; vgl. 18) untergraben. Selten hat man so sarkastische Kommentare auf das laue Durchschnittsgerede kirchlicher Verkündigung gelesen. (24–32; 223f.) Und so beginnt mit 13, 14 Jahren ein Abschied von Gott, „ohne Winken, ohne tschüs zu sagen“ (24), einfach so.

Dann aber stülpt sich das Leben um – mit aller Brutalität. Als der Vater an Krebs erkrankt und seine Lebenserwartung auf „drei Wochen oder drei Monate“ (34) beziffert wird, beherrscht nur noch ein einziger Gedanke die Heranwachsende: „Ich will Papa behalten“ – ein glühender Wunsch, der sich langsam und stetig zu einem ununterbrochenen Gebet verdichtet: „Der Satz spross hinter meiner Stirn und im Herzen, er öffnete sich in meinem Bauch, er zog in meine Füße, er

2 Vgl. etwa K. Rahner, *Gotteserfahrung heute*, in: Ders., *Schriften zur Theologie IX*, 161–176.

wuchs aus meinen Fingernägeln, er verlängerte mein Haar und lag im Schweiß auf der Haut. Ich nahm ihn wahr, (...) wenn er sich leicht blähte, und ließ ihm seine Bewegung. Er drehte sich langsam. Wie ein großes ausgespanntes Segel. Ich ließ es gewähren. Und als es aufhörte, sich zu bewegen, dachte ich: ‚Gott.‘ Und war ausgerichtet.“ (40f.)

In den folgenden Wochen schließen sich die Geschwister zusammen, eine täglich sich einfindende verschworene Gebetsgemeinschaft, die erst stumme, dann schweigende und schließlich flehende Gebete zum Himmel schickt. Die Beschreibungen jener gemeinsamen Stunden, abgehalten auf dem Dachboden, gehören zu den dichtesten Passagen des Buches; sie schildern, wie die Intimität der vor den Eltern zunächst verborgen gehaltenen, später mit ihnen geteilten Gebetsgemeinschaft (57–60) das Verhältnis der Geschwister untereinander und das der Eltern zu ihren Kindern verändert. Unter dem Druck der Situation steigert sich ihr Gebet zunehmend in ein verzweifelt Vertrauen hinein: Wirkliches Beten wäre, so zu bitten als hätte man das Erbetene schon empfangen! (Mk 11,23)

„Ab diesem Tag begann ich, mein ganzes Vertrauen Gott zu schenken und zu glauben, dass sich der Berg erheben und ins Meer stürzen würde, dass Papa gesund würde, weil ich betete, als hätte ich’s schon empfangen. Den letzten Zweifel verscheucht. Danke, dass du uns helfen willst. Danke, dass du Papa gesund machst. Ich sprach zu ihm, den ich am Meer ahnen durfte. Ich gab ihm den Glauben aus meiner frühesten Kindheit.“ (75) Das junge Mädchen weiß, dass sein Gebet um die Gesundung des Vaters hier seine tiefste Tiefe erreicht hat. Aber „ein halbes Jahr später habe ich das Stockwerk des Krankenhauses zusammengeschrien und kurz vorm Wahnsinn gedacht, ich müsste mir die Haut vom Gesicht reißen, als ich meinen Vater tot im Bett liegen sah. Danach bin ich verstummt. Totenstille die ganze Welt. Still und kalt. Wie wenn Schnee gefallen ist“ (75).

Die Unmöglichkeit, sich den Tod vorzustellen

Weiß ...: Wie soll man mit dem Tod umgehen, wie sich das Lebensverneinende vorstellen? Gegen das Wort „Papa stirbt“, mit dem die ältere Steffi die Schwester auf das Unvermeidliche vorbereiten will, „konnte ich nur versteinern. Oder ausrasten, mir ein Schwert machen lassen und jeden bedrohen, der so über meinen Vater lügt. Papas Leben ist Papa. Unser Leben sind wir. Wenn es kein Leben mehr gibt, gibt es uns nicht. Und das ist die größte Frechheit, das ist das Hässlichste, was man über einen Menschen sagen kann, dieses: Er ist tot. Dann scheiß auf die Menschenwürde, (...) scheiß auf die Nachkommen, die auch noch abkratzen, scheiß auf die Welt, wenn ‚tot‘ wahr ist (...) Wie konnten Menschen sagen: ‚Esther, du musst ihn gehen lassen‘ – wohin denn? (...) Ich lasse niemanden, den ich liebe, gehen ins Nichts, ich lasse niemanden, der zu mir gehört, in den Tod gehen.“ (72)

Wirkliche Liebe ist unfähig, sich den geliebten Menschen als vernichtet vorzustel-

len. Aber wenn er dann doch stirbt? Wenn die kontrafaktische Gewalt des Todes die lebensschaffende Kraft der Liebe Lügen straft? – Dann tritt eine Stille ein, die alles Leben erstickt. Der zweite Teil des Buches führt dies erst mit hilflosem Unverständnis, dann mit zornbebender Wut und schließlich in langen Passagen resignierter Apathie drastisch vor Augen. Und führt, gerade weil die Güte Gottes so selbstevident ist (vgl. 79–83), gerade weil jene „Kraft auf dem Dachboden, diese ruhige Liebe“ (82) so gut war, vor die Gottesfrage. Zunächst die Verständnislosigkeit gegenüber jenem Gott, der seine Verheißungen ins Leere laufen lässt:

„Gott ist gut. (...) Und diese Güte hatte (...) eine Autorität, nur weil sie so gut war. Wenn sie sich neben einem Vogel auf die Erde knien würde, um ihn zu betrachten, dann würde alles, was hinter ihr ist, jeder Baum, jede erhobene Faust, jeder Gedanke, alle Dinge würden sich mit ihr neigen. (...) Die Dinge müssen es nicht, dieser Gott befiehlt es nicht, aber sie tun es. Weil er das Gute ist. (...) Dieser Gott – wirklicher und härter als Atomkerne, strenger und konsequenter befehlend als mutierte DNA, freier als unsere Gesetze – er hätte in seiner Güte den Krebs zwingen können, sich zurückzuziehen. Das hätte er gekonnt – der Gott –, das wusste ich. Er passte nicht zu Papas Tod.“ (82f.)

Wo alle Versuche zu verstehen, ins Leere laufen, fallen die Erklärungen buchstäblich ins Absurde; die Seele bleibt gegenüber den Antworten, die angeboten werden, stumm. Und so zeichnet Magnis im Bild einer zynischen Theaterszene die Frage nach dem Sinn oder Nicht-Sinn des Ganzen als einen grandiosen Zirkus des Absurden. Vor einem hochgelehrten Publikum, das empört ist, ratlos oder blasiert, tritt der Schmerz auf als boshafter Clown in einer Welt, in der es keine „Geschäftsleitung“ mehr gibt (96–101; vgl. 191–196). Der Schmerz, dieser vielbeschworene „Fels“ des Atheismus (99)³, ist eine „Petze“ (138–140, 183), die sich hämisch aufspreizt, wenn sie ihre eindeutige, wissenschaftlich ernüchterte Botschaft verkündet, dass es überhaupt nie eine „Geschäftsleitung“ gegeben habe, dass wir allein seien im Universum, dass wir uns damit abzufinden hätten, aber doch „das Beste draus machen“ sollten. (139)

Wie aber soll man aus einem Dasein, das in den definitiven Tod führt, etwas „Bestes“ machen? Gleichen solche Versuche nicht dem absurden Unterfangen, sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf zu ziehen? Müsste man nicht endlich dafür sorgen, dass Gott aus unserem Denken verschwindet? – An dieser Stelle schlagen in der jungen Frau die Fassungslosigkeit und ihr pochender Schmerz um in eine einzige kalte Wut: „Und dann hab ich es dem Gott gesagt. Ins Dunkle hinein. Dass ich ihn hasse. Ich hab ihn so beschimpft, wie man jemanden beschimpft, dem man weh tun möchte, den man zutiefst verletzen will, noch mehr: den man dazu bringen will, sich zu wehren, zu regen, und wenn das nicht möglich ist – ihn umzubringen. (...) Ich hab ihm geschworen, dass ich nie wieder

3 Vgl. G. Büchner, *Dantons Tod* III/1.

mit ihm sprechen werde, dass ich ihn den Rest meines Lebens hasse dafür. Das Schlimme war ja, dass ich wusste, dass es ihn gab (...) Also, was für ein Schwein ist das, das nicht mal meinen Glauben an seine Wunder will!!! Ich habe ihm gesagt: ‚Ich glaube nicht mehr an dich. Du bist tot. Ich hasse dich.‘ Und dann war wieder Stille.“ (108)

Die Hilflosigkeit der Erwachsenen

Der verzweifelte Versuch der jungen Frau, aufzuräumen mit Gott, führt sie zeitweilig knapp vor die Grenze zum Wahnsinn; zugleich aber führt er zu einer Verachtung jenes „peinliche[n] Gehampel[s] einer ungläubigen Erwachsenengeneration“ (126), die sich aufgeklärt wähnt, aber vor den wirklich ernsthaften Fragen hilflos ausweicht. Schon vor der Krankheit ihres Vaters empfand sie solche Gefühle. In einer Passage schildert sie ein Geschäftsessen ihrer Eltern, bei welchem sie seinerzeit als 15-Jährige anwesend war. Einer der Gäste hält einen Monolog „über den Urknall, über die Evolution, dass der Mensch ein hochentwickeltes Tier sei und so weiter.“ Je länger sie ihm zuhört, umso mehr überkommt sie die Wut, denn dieser Mann machte „mit seinem gönnerhaften, selbstgefälligen Geplauder über die Niedrigkeit und Unbedeutendheit des Menschen als Bio-Zufall (...) jemanden klein, der neben ihm saß – seine Frau (...) Ich schluckte aufgeregt ‚Lieben Sie eigentlich Ihre Frau?‘, habe ich ihn gefragt (...) Das Geklapper der Gabeln auf den Tellern hörte schlagartig auf. Er sah kurz seine Frau an, die blickte unsicher lachend in die Runde, dann lachten alle, und dann habe ich gesagt: ‚Ich glauben Ihnen das nicht. Sie können es nicht beweisen. Sie können nur sagen, dass sie einen Geruch hat, der sie anlockt, dass Ihre Treue zu ihr gesellschaftlicher Zwang oder eigener Nutzen ist, weil Sie Nestwärme brauchen und sie Ihre Jungen großzieht. Ich wäre sehr traurig, wenn ich Ihre Frau wäre.‘ Ich hatte sehr großes Glück, dass alle schon viel Wein getrunken hatten und mir diese Worte als pubertäre Kessheit ausgelegt wurden.“ (120–125)

Es ist genau diese Inkonsistenz im Denken der Erwachsenen, die das junge Mädchen verstört. Dieselben Leute, die sich und ihresgleichen als selbstdomestizierte Primaten im Versuchslabor der Evolution betrachten, als „Wurmfutter“ (120) im stumpfsinnigen Gebrüte des Kosmos, nehmen für sich das Recht der Forschungsfreiheit und die Menschenrechte in Anspruch. Sie sind davon überzeugt, dass mit dem Tod alles aus ist und reden zugleich von Schönheit und Liebe, reden davon, dass die Toten in unseren Herzen weiterleben – nur was soll das sein, jenes Herz, das als „ein pumpender Fleischklumpen“ in nicht allzu langer Zeit aufhören wird zu schlagen? (126–128)

„Mich hat die Hilflosigkeit und Sprachlosigkeit, die sich hinter dem Unglauben dieser Generation verbarg, immer abgeschreckt. Dieser mangelnde Ernst, (...) diese Widersprüche zwischen dem eigenen Leben und dem, woran sie angeblich

glaubten. Und dann gerne auch ihr Seufzen und dieses ‚Ich bin nun mal ein kritischer Mensch‘ (...) So wollte ich nicht werden. Weder vor noch nach Papas Tod. Weder mit Gott noch ohne.“ (125)

Kendauchdich – Das Urwort

Schwarz wie Ebenholz ...: Vier Jahre dauert Esthers Revolte, darin Monate des Versuchs, die Liebe zu ihrem verstorbenen Vater zu töten. Wenn sie sich dabei ertappt, in Momenten eines Glücks innerlich „Danke“ zu sagen, verbietet sie es sich sofort. Doch irgendwann wird das Bedürfnis ihrer Seele, den Kopf in Gottes Richtung zu drehen, wieder stärker. Damit wird nichts erklärt – schon gar nicht das Leid und auch nicht der Schmerz. Und doch erhebt sich über ihrer Geschichte unmerklich ein Horizont, der sie ahnen lässt, dass das Leben in einer Wirklichkeit eingewurzelt ist, die größer ist als ihr Schmerz und dass in jenem Horizont etwas aufleuchtet, das man „die Gewähr einer Güte im Grunde der Welt“⁴ nennen könnte.

Es beginnt mit einer merkwürdigen Reminiszenz an ein Wort, das ihr aus der frühesten Kindheit zu stammen scheint, ihr aber kaum erinnerlich ist. – Seit dem Tod des Vaters ist die bettlägerige Großmutter im Haus; Esther beteiligt sich an der Pflege. Abend für Abend sitzt sie an deren Bett, singt ihr Kinderlieder, und manchmal erhebt die alte Frau ihr dünnes Stimmchen und singt in der zweiten Lage mit. „Weißt du, wieviel Sternlein stehen.“ Das mochte sie, das sang ich ihr jeden Abend. Ich kam zu der Stelle, da es heißt: ‚Gott der Herr hat sie gezählet, dass ihm auch nicht eines fehlet, kennt auch dich und hat dich lieb, kennt auch dich und hat dich lieb.‘“ (175) Und dann ist es plötzlich da: „Kennt auch dich“, aber so vernuschelt, wie die Großmutter es singt: „Kendauchdich“, ist es plötzlich wieder das Urwort aus Esthers Kindheit, das die Oma der Enkelin am Bettchen gesungen hatte, das ihr damals zwar nie verständlich, aber immer „sehr groß, sehr ernst, aber auch lieb“ erschienen war, zugleich „majestätisch wie die Alpen, aber viel freundlicher“: Kendauchdich!, der vergessene Gottesname ihrer Kindheit lächelt der jungen Frau auf einmal zu:

Kendauchdich „ging voran, wenn ich einschlief, es war im Dunkeln, hinter den geschlossenen Lidern, und ich konnte nicht verlorengehen, denn es blieb und erwartete mich, hier und da (...) Kendauchdich, das war genauso wie dieser Moment am Meer als kleines Kind, als ich auf den warmen Steinen gesessen hatte – vor Gott. Wenn mich jemand damals als Kind an jenem Abend gefragt hätte ‚Was ist Kendauchdich?‘, dann hätte ich gesagt ‚Kendauchdich‘ ist jetzt.“ (176–178) Momente solch unbefragten Geborgenseins lassen sich freilich nicht festhalten. Sie sind flüchtig (vgl. 23 mit 178), aber in ihnen leuchtet etwas auf, das „weder ab-

4 F. Stier, *Vielleicht ist irgendwo Tag. Aufzeichnungen und Erfahrungen eines großen Denkers*. Freiburg i.Br. 1993, 93.

solot erfindbar noch absolut gebunden“ ist (180). Mit dieser Einsicht beginnt das nihilistische Dogma, dass es keine Wahrheit gibt, seine erbarmungslose Dichte zu verlieren. „Wenn es keine Wahrheit gibt, dann ist auch nicht wahr, dass es keine Wahrheit gibt. Aber ich bin!“ (180f.) Und so ist eine erste Kontur gefunden.

Aus diesem Glauben, „ich“ bzw. Geist zu sein, der in seiner mehr oder weniger präzisen Stabilität Menschen und Dinge als sie selbst erkennen kann, wächst der jungen Frau ein neues Wirklichkeitsvertrauen zu. Wenn es Wahrheit gibt, wenn Sätze wie „Mein Vater ist schön“, „Liebe ist besser als Haß“, „Celans Gedichte sind wahr“ nicht einfach nur relative Meinungen wiedergeben, sondern Wirklichkeiten zum Ausdruck bringen, die sind, dann stellt sich unweigerlich auch die Frage, was der Garant solcher Wirklichkeiten ist. Mit ihr gerät Magnis zum ersten Mal wieder in die Reichweite Gottes. Wenn gilt, dass Wahrheit keine Frage von Laune und Geschmack ist, sondern dass sie, weil sie ist, dauert, dann gilt: „Wahrheit ist Gott“ (187f., 194, 195) – ein Gott freilich, der nicht Gedankenprodukt einer heißlaufenden Hirnmasse ist, sondern lebendigste Wirklichkeit, weil ER sich in jenen kostbaren Momenten zu erkennen gibt, da die aufmerkende Seele IHM, der Wahrheit ist, leise zunickt. Und so gilt mit einem Mal nicht nur „Wahrheit ist Gott“, sondern dieser Satz gilt nur, weil zunächst und vor allem gilt: „Gott (...) ist Wahrheit. Nach uns und ohne uns.“ (188)⁵

Mit dieser grundstürzenden Einsicht geraten die Dinge wieder in einen lebendigen Gesamtzusammenhang, den Zusammenhang einer „neuen Ordnung, die nicht die eigene ist. Einer fremden. Sehr fernen und großen, die unbegreiflich ist“, weil sie auch noch den Tod umschließt und ihn dadurch entmachtet. In dieser alle Ordnungen einbegreifenden Ordnung Gottes gilt: „Alles zählt.“ Nur „anders, als man dachte.“ (198f.) Man fühlt sich an Pascal erinnert, wenn Magnis schreibt: „Wir sind Könige in den Momenten dieses Glücks. Nackte Könige, die ihre Reiche verlieren“ (199; vgl. 235) und die erst dadurch verstehen, dass eine Liebe sie zieht, „die irrer und strenger ist als meine.“ (195)⁶ Aus dieser Einsicht erwächst nur noch ein einziger großer Wunsch: „Ich will mich nicht mehr entfernen von Gott. Es macht keinen Sinn.“ (201; vgl. 190) Und: „Ich habe zu knien begonnen.“ (196)

Von der Einbergung des Leids in der Liebe

Doch auch Esthers neugewonnener Glaube wird auf die Probe gestellt, vielleicht härter als je zuvor. Zwei Jahre nach den berichteten Ereignissen, sieben Jahre nach dem Tod des Vaters, erkrankt auch der jüngere Bruder Johannes an Krebs. Dia-

5 Der Satz „Wahrheit ist Gott“ findet sich fünfmal hintereinander, um dann in einer gleichsam dialektischen Umkehrbewegung zu seiner eigentlichen Pointe zu finden. – Am Rande sei erwähnt, daß E.M. Magnis hier aus eigener Intuition eine Gedankenfigur vollführt, die dem ontologischen Argument Anselms nahekommt.

6 Vgl. B. Pascal, *Pensées*, Frgm. 397f.

gnose: Malignes Melanom. Und das Flehen, Weinen, Hadern und Sich-wieder-Durchbeten beginnt von vorn. Aber nun ist etwas anders: Es ist der jüngere Bruder, der, nach einem markerschütternden Stöhnen („Das erträgt kein Mensch. Zu wissen, dass man sterben muss. Dazu ist der Mensch nicht geschaffen“ [226f.]) und einem Blick, in dem die ganze Hölle liegt („Es gibt keinen Gott. Es ist alles verloren“ [227]), zu einem Glauben findet, der jede nur denkbare Verzweiflung in ein selbstverständliches, kindliches Vertrauen verwandelt.

Und genau hier beginnt der Glaube seiner Schwester sich ins Christologische zu wenden. Angesichts der Tiefe und Reife der Gebete ihres Bruders (vgl. 233) versteht die junge Frau mit einem Mal das Drama der Inkarnation als Ausdruck der Liebe eines Gottes, der, wenn er sich wirklich seinen Geschöpfen nähern will, auch an ihrer Existenz Anteil haben muss; und zugleich versteht sie, dass hier eine Art wunderbarer Tausch sich vollzieht: „Denn dein göttliches Wort, allmächtiger Vater, wurde ein sterblicher Mensch, damit wir sterbliche Menschen in Christus dein göttliches Leben empfangen“⁷:

„Es war in diesen Momenten von Johannes‘ Schmerzattacken, als ich anfang, meinem Gott dafür zu danken, dass er sich von den Menschen hat foltern lassen. Dass er selber geschrien hatte. Denn wäre das nicht so gewesen, ich hätte nicht mehr mit ihm sprechen können. Ich hätte vielleicht irgendwie höflich weiter an ihn geglaubt. Aber ich hätte auch gedacht: ‚Komm erst mal runter aus deinem Himmel. Leide erst mal, bevor du von uns den Glauben verlangst‘ – jetzt konnte ich das nicht mehr sagen. Gott hatte schon gelitten, und so, wie Johannes mit ihm sprach, wirkte es, als geschehe es jetzt gerade, als wiche ER keinen Zentimeter von dem Kind, das er liebte, als ließe er ihn nicht eine Sekunde aus den Augen, als hätte er sich vorgenommen, die ganze Zeit ununterbrochen nicht eine Sekunde eher seine Qual am Kreuz aufzulösen, als sie bei diesem jungen Mann, der da im Bett lag, andauerte.“ (231)

In den Wochen des Sterbens ihres Bruders gewinnt Esthers Hinwendung zu Gott ihre schärfste Kontur – „schwarz wie Ebenholz“: „Nie in meinem Leben war ich so auf dem Grund der Wirklichkeit angekommen wie damals, nie war es härter und dichter, niemals zuvor erlebte ich so eine Erlösung in allem, was war, wenn draußen der [herbstliche] Sturm tobte und wir [ich, Mama, Johannes, Steffi] still beisammensaßen und das Gefühl hatten, etwas überstanden zu haben und nur nicht wussten, wie das Ende aussah, aber es konnte keinen Schrecken mehr haben, und jeder von uns hatte etwas Überraschtes im Gesicht. Ein Staunen.“ (234)

7 Präfation von Weihnachten III („Der wunderbare Tausch“), in: *Messbuch für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes*, Freiburg i.Br. 21988, 368f.

Versehrender Segen

Gott braucht dich nicht ist ein erschütterndes Buch. Hier wird eine Stimme laut, wie sie schon lange nicht mehr zu hören war – weder innerhalb noch außerhalb der Kirchen: kraftvoll, ehrlich und unglaublich direkt; rabiatisch, schnodderig, zärtlich, zornig, verstörend und wahr; eine Stimme, die unmittelbar ins Hirn geht und sich tief ins Herz bohrt. An manchen Stellen reißt es einem buchstäblich den Boden unter den Füßen weg. Eine Stimme, die (wie das Buch Hiob, wie die Psalmen, wie die großen Jeremiaden) Gott und den Menschen auf eine geradezu unfassbare Weise ernst nimmt und deshalb aufräumt mit den Plattitüden, wie sie so oft in unseren Kirchen zu hören sind, aber ebenso mit der Oberflächlichkeit nicht weniger sich aufgeklärt wahnender Atheisten.

Bekenntnisliteratur (ich sagte es) ist ein schwieriges Genre, denn seltsam steht es um das Zeugen und das Zeugnis, immer auf der Kippe zwischen Gewalt und Zerschmetterlichkeit, Schamlosigkeit und Treue. Das wird auch an lesenswerten Büchern deutlich, wie sie in den letzten Jahren auf dem Buchmarkt auftauchen: Auffällig häufig auf philosophischer Seite, auf theologischer Seite eher verhalten, da man sich hier vielleicht zu sehr scheut, anstelle des Professors den Confessor herauszukehren in der Furcht, sich damit wissenschaftlich angreifbar, gar unmöglich zu machen. Aber Philosophie wie Theologie leben zunächst vom erlittenen Zeugnis und, in reflektierender Durcharbeitung desselben, auf es hin – nicht zufällig hat die alte Kirche immer wieder den Vergleich zwischen Jesus und Sokrates gezogen. Wo die Christen dies vergessen, wird ihre Gottesrede flach. Jegliches Zeugnis vom biblischen Gott wird erst glaubwürdig, wo es die bleibenden Spuren von dessen versehrendem Segen an sich trägt (vgl. Gen 32,23–33). Esther M. Magnis zeigt, dass Gott keine harmlose Größe ist, sondern auf erschreckend tröstliche Weise heilig. Diesen Gott lernt man nicht vom Hörensagen kennen, und auch nicht durch Lesen, sondern einzig und allein im Dabeisein (vgl. Ijob 42,5). Und deshalb schulden wir, die wir sowohl religiös wie philosophisch in dürftigen Zeiten leben (vgl. 1 Sam 3,1b), dieser jungen Schriftstellerin für ihr kostbares Zeugnis tiefempfundenen Dank.